



Lucinde
Hutzenlaub

**DAS BLAU
AUF DER
ANDEREN
SEITE**

Roman

Der Verlag behält sich die Verwertung des urheberrechtlich geschützten Inhalts dieses Werkes für Zwecke des Text- und Data-Minings nach § 44b UrhG ausdrücklich vor.
Jegliche unbefugte Nutzung ist hiermit ausgeschlossen.

1. Auflage

Copyright © 2026 der Originalausgabe
by Penguin Verlag in der
Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,
Neumarkter Straße 28, 81673 München
produksicherheit@penguinrandomhouse.de
(Vorstehende Angaben sind zugleich
Pflichtinformationen nach GPSR.)

Umschlaggestaltung: FAVORITBÜRO
Umschlagmotive: Keystone USA/ZUMA Press Wire;
Ildiko Neer; ILINA SIMEONOVA / Trevillion Images;

Avprophoto/shutterstock.com

Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany 2026

ISBN 978-3-328-11338-6

www.penguin-verlag.de

Mut heißt nicht, keine Angst zu haben.
Glück heißt nicht, keinen Schmerz zu spüren.
Leben bedeutet nicht, den Tod zu verleugnen.
Ein Ende bedeutet auch,
dass Raum entsteht für etwas Neues.
Und Zuversicht und Lebensfreude beginnen genau dort:
im Wissen darum,
wie zerbrechlich alles ist –
und uns trotzdem trägt.

*Marge Wilson,
Wilson Orchard,
im Dezember 2025*

Für Maria.

Danke, mein Kind, dass ich diese Geschichte erzählen darf.

Prolog

*20. November 1938, Totensonntag,
Reutlingen*

Das Wohnzimmer war still. Zu still. Kein Uhrenticken, kein Knistern aus dem alten Ofen. Nur das Summen der elektrischen Leitung. Joshua Eichelbaum stand am Fenster, die Hände auf dem Rücken verschränkt, den Blick hinaus auf den kahlen Kastanienbaum, der sich grau gegen den Morgenhimmel abhob. Wenn er sich umdrehte, würde alles beinahe aussehen wie immer: das Zimmer, die Möbel, die Gesichter seiner Lieben. Aber nichts war wie immer. Und deshalb wäre er am liebsten auf ewig so stehen geblieben. Solange er sich nicht umdrehte, konnte er sich vormachen, dass er sich alles nur eingebildet hatte. Er hörte, wie jemand in der Mitte des Zimmers einen Stuhl zur Seite rückte, vermutlich, damit die ganze Familie ausreichend Platz vor der vertäfelten Wohnzimmerwand fand. Keiner sprach. Margret und Rebecca lachten nicht oder baten wie sonst darum, endlich spielen gehen zu dürfen. Der kleine Hans auf Hannahs Arm gab keinen Mucks von sich. Es schien, als ahnten sie alle, was vor ihnen lag. Dabei konnte das niemand wissen.

Joshuas Freund und Studienkollege Friedrich Adler hatte alles arrangiert. Otto Falk, der Fotograf, ebenfalls ein Freund

von Friedrich, stellte keine Fragen. Er war einfach mit seinem Apparat hier aufgetaucht, als wäre es völlig normal, an einem Sonntag einen Hausbesuch zu machen. Er hatte die Kamera aus der Redaktion der *Reutlinger Nachrichten* mitgebracht, wo er arbeitete. Zum Glück hatte niemand nach dem Grund gefragt, warum er sie brauchte.

Jetzt stand sie auf einem dreibeinigen Stativ, das leicht auf dem Teppich kippelte, und war beinahe bereit für das letzte Familienfoto der Eichelbaums – jedenfalls für das letzte, das in Deutschland entstand. »Margret, bitte ein Stückchen nach rechts. Gut so. Nicht zu ernst schauen.« Nun drehte sich Joshua doch um und gesellte sich zu seiner Familie. Margret Eichelbaum, zehn Jahre alt, trug ein dunkles Kleid mit einem weißen Kragen und hatte ihre Haare zu zwei festen Zöpfen geflochten. Sie versuchte, tapfer zu lächeln, aber es gelang ihr nicht. In ihrem Arm hielt sie ihren Stoffhasen Fips, ohne den sie in diesen Tagen nirgends hinging. Hannah Eichelbaum stand mit der siebenjährigen Rebecca an der Hand am rechten Bildrand. Margrets jüngere Schwester war blass und müde, sie hielt ihre Augen halb geschlossen. Sie war immer wieder krank in diesen Tagen und hatte einen Husten, der nicht weggehen wollte. Hans auf Hannahs Arm verstand nicht, warum alle so still waren und warum der Onkel aus Stuttgart überhaupt gekommen war. Joshua trat schließlich zurück, stellte sich hinter seine Frau, eine Hand auf ihrer Schulter. Sein Blick war ernst, wie es die Situation und ein solches Foto erforderte. Seine Haltung war gerade und fest, und er nahm sich vor, auch weiterhin vorzugeben, alles unter Kontrolle zu haben.

Otto Falk blickte durch den Sucher. Niemand bewegte sich.

Der ganze Raum hielt den Atem an. Dann das Klicken des Auslösers. Ein leises Geräusch, wie ein Schnitt durch die Zeit.

Friedrich senkte den Blick und seufzte erleichtert. Als Otto das Bild belichtet hatte und begann, die Kamera abzubauen, trat er an Joshua heran.

»Wenn die Fotografie entwickelt ist, nehme ich sie an mich. Ich werde sie aufbewahren«, sagte er leise. »Und sobald ihr eine Adresse habt, schicke ich sie euch nach.«

Joshua nickte. Im Hintergrund weinte Rebecca. Hannah setzte Hans auf den Boden und streichelte Rebecca über den Kopf.

Irgendwann ging Otto, nachdem sie gemeinsam den letzten Kaffee getrunken und den Käsekuchen gegessen hatten, gebacken von Friedrichs Frau Therese. Er hatte das ganze Haus duften lassen, als gäbe es etwas zu feiern.

Friedrich blieb noch ein bisschen, aber als Hannahs Mutter und ihre Schwestern kamen, verließ auch er das Haus, um nach Stuttgart zurückzufahren. Sie räumten auf, packten ein paar Dinge in Kisten, die zu ihrem täglichen Leben gehört hatten und nun in irgendwelchen Abstellkammern aufbewahrt werden sollten, bis die Familie wiederkam.

Bis sie wiederkam ...

Margret beobachtete alles von der Tür aus, Fips fest in der Hand. Sie wusste auf eine merkwürdige Weise, dass das nie geschehen würde. Umso mehr wünschte sie sich, sie könnte diesen Moment für immer in ihrem Herzen bewahren. Für später. Falls sie ihn eines Tages brauchen würde, um sich an ihre Herkunft zu erinnern.

Am nächsten Tag kehrte Friedrich noch einmal zurück,

stand genau rechtzeitig in der Eingangshalle des Eichelbaum-Hauses, den Hut in der Hand, während Hannah hastig die letzten Taschen überprüfte. Die Koffer waren schwer, die Ledergriffe abgenutzt, und die kleine Margret stand unsicher neben ihrem Vater, ihre blauen Augen weit und wach, die Finger fest um die Hand ihres kleinen Bruders geschlungen.

»Margret, nimm deine Tasche«, sagte Joshua, seine Stimme sanft, aber fest. »Wir müssen los.«

Margret nickte, griff nach der kleinen, abgewetzten Reisetasche, die ihr Vater ihr vor ein paar Tagen geschenkt hatte, und zog den Riemen über die Schulter. Sie spürte die grobe, kratzige Wolle ihres Mantels an den nackten Beinen, die kalte, feuchte Luft, die durch die offen stehende Haustür hereinströmte, und die leise, unterdrückte Aufregung in den Stimmen der Erwachsenen.

»Wo ist Fips?«, fragte Hans plötzlich, seine Stimme ein leises, unsicheres Flüstern, und Margret spürte, wie ihr Herz einen kleinen, erschrockenen Schlag aussetzte. Ihr Stoffhase!

»Fips?« Sie sah sich hastig um, ihre Augen suchten die dunklen Ecken der Eingangshalle, die Stufen der Treppe, die halb geöffnete Küchentür. »Hase!«

Sie ließ die Tasche fallen, rannte in die Küche, ihre kleinen Füße laut auf dem kalten Fliesenboden, sie suchte hektisch auf der Arbeitsplatte, unter den Stühlen, der kleinen, wackeligen Bank unter dem Fenster. Nichts.

»Margret, wir müssen wirklich gehen!«, rief Hannah aus der Tür, ihre Stimme ein leises Zittern, das Margret bis ins Mark traf.

Sie rannte zurück in den Flur, sah, wie ihr Vater sich zur Mutter herunterbeugte, seine großen Hände auf ihre Schultern legte, seine dunklen Augen fest auf Margret gerichtet.

»Wir müssen jetzt gehen, Margret«, sagte er. »Wir können nicht länger warten.«

Margret nickte, spürte die Tränen in ihren Augen brennen, aber sie biss die Zähne zusammen, schluckte die Angst und die Verzweiflung hinunter, griff nach ihrer Tasche und folgte ihrem Vater zur Tür.

Friedrich Adler stand noch immer in der Eingangshalle, sein Blick war ernst und voller Wärme, er legte eine Hand auf Margrets Schulter, als sie an ihm vorbeiging.

»Du bist ein tapferes Mädchen, Margret«, sagte er leise. »Vielleicht steckt Fips irgendwo zwischen deinen Sachen.«

Margret nickte stumm, senkte den Kopf und stolperte die Stufen hinunter. Ihre Finger waren fest um den Riemen ihrer Tasche geklammert, während ihre Eltern die Tür hinter ihr schlossen und die schwere, drückende Stille des Hauses hinter sich ließen.

Friedrich blieb einen Moment in der Tür stehen und sah den Eichelbaums nach, wie sie langsam die Straße entlanggingen.

Er hatte versprochen, abzuschließen und das Haus so zu hinterlassen, dass der Abschied der Eichelbaums ein Abschied für immer war. Als er selbst etwas mehr als eine Stunde später das Haus verließ, sah er ihn: den kleinen, zerschlissenen Stoffhasen, der in einer dunklen Ecke der Treppe lag. Seine langen, weichen Ohren hingen schlaff über die Stufe, die Knopfaugen leer und traurig auf die Tür gerichtet, durch die Margret verschwunden war.

Friedrich bückte sich langsam, hob den Hasen vorsichtig auf und spürte, wie sich ein leichter, bittersüßer Schmerz in

seiner Brust ausbreitete. Er strich über die weiche, abgenutzte Baumwolle und schloss dann langsam die Hand um das kleine, unschuldige Stück Stoff.

»Ich passe auf dich auf, bis du deine Margret wiederhast«, sagte er leise.

Er schloss die Tür, legte den Hasen vorsichtig in seine Aktentasche und zog die Riemen fest, bevor er aus dem Haus auf die Straße trat – auch er einer unbekanntem Zukunft entgegen.

Teil 1

Kapitel 1

*Tagebucheintrag Dr. Joshua Eichelbaum, sehr früh am Montag,
den 21. November 1938, Reutlingen*

Die Straße ist grau und still und menschenleer. Natürlich, es ist Winter. Und es ist ganz unwirklich, heute Morgen nach draußen zu sehen. Jedes Detail vor dem Fenster ist mir so vertraut, und ich will mir gar nicht vorstellen, wie ich das alles schon bald zurücklassen werde, vielleicht für immer. Ich weiß, dass die Robinien, die unsere Kaiserstraße säumen, im Frühjahr ihre zarten hellgrünen Triebe hervorbringen werden, auch ohne dass ich ihnen dabei zusehe. Genauso hoffnungsvoll und stoisch wie in jedem Jahr, fast so, als gäbe es kein Leid, keine Feindseligkeiten und keinen drohenden Krieg. Fast so, als gäbe es nichts als die wiederkehrende Abfolge von Frühling, Sommer, Herbst und Winter. Wo werden wir sein, wenn der Frühling beginnt? Woran werden wir uns festhalten können, worüber werden wir uns freuen können? Die Kinder denken nicht darüber nach, solange sie nur draußen spielen können. Aber werden sie das auch an dem Ort tun, den wir ja selbst noch nicht kennen?

Seit dem 9. November hätte Hannab sie am liebsten ganz im Haus gelassen. Und auch mir hat sie jedes Mal bang hinterbergesehen, wenn ich zur Arbeit gegangen bin, natürlich hat sie das. Wenn ich die Augen schliesse, sehe ich unsere brennende Synagoge, den zerstörten Aron Ha Kodesch, die zerfledderten Torarollen und die verschmutzte Bima, über die der eisige Novemberwind Asche und verbranntes Papier weht.

Doch jetzt, nicht einmal zwei Wochen nach der Katastrophe, hat der Schock unsere Trauer in Wut verwandelt. Das ist gut so, denn so sind wir zumindest in der Lage, zu handeln.

Natürlich hätten wir die Gefahr schon viel früher erkennen müssen, schon um unserer Kinder willen. Wir hätten längst die Koffer packen sollen, um das Land auf dem schnellsten Wege zu verlassen. Aber jetzt, jetzt können wir die Augen endgültig nicht mehr vor dem Offensichtlichen verschließen. Den Kindern haben wir noch nichts gesagt, der vor ihnen liegende Schmerz über den Verlust ihrer Heimat, ihrer Großeltern und Freunde ist nichts, was in ihrem Universum möglich scheint. Und was Margret mit ihren zehn Jahren nicht verstehen kann, kann Rebecca im Alter von sieben erst recht nicht begreifen.

Also London. Ich spreche ein wenig Englisch, und Hannah holt rasch auf. Margret und Rebecca werden wohl schneller in die fremde Sprache finden, als uns vielleicht lieb ist. Womöglich wird sie ihnen eines Tages sogar leichter fallen als ihre Muttersprache. Aber noch sind wir hier, in Deutschland. Und noch ist alles ungewiss.

Für den November ist es sehr mild, von Schnee keine Spur. Ich bin dankbar dafür, denn Kälte und Schnee hätten unseren Aufbruch noch sehr viel schwerer gemacht. In unserem Vorgarten, der ab morgen nicht mehr unserer sein wird, leuchten ein paar weiße Christrosen zwischen den Blumenbeeten. Hannah hat sie gestern noch mit Tannenzweigen abgedeckt, um sie vor der Kälte zu schützen. So bleibt zumindest die Hoffnung, dass sie es im nächsten Jahr wieder schaffen – während auch wir dann hoffentlich längst in Sicherheit und in einem neuen Zuhause angekommen sein werden. Aber werden wir das?

Ich frage mich, ob dann ein anderer Vater oder eine andere Mutter an diesem Fenster steht, um den Kindern beim Spielen zuzusehen.

Werden sie diesen Garten und unser hell geklinkertes Haus mit dem kleinen Erker genauso lieben wie wir? Werden auch sie Erinnerungen schaffen, die mit hellem Kinderlachen, Kerzenschein und gemütlichen Abendessen am großen Tisch einbergeben? Oder wird dieser Krieg, der so unabwendbar scheint, alles beenden, was den Menschen das Leben erträglich macht?

Immerhin: Selbst wenn unsere Erinnerungen an die Heimat verblassen werden, so sind sie doch kostbarer als das wenige Gold, das im Futter meines Koffers steckt und uns eine gewisse Sicherheit gibt.

Gerade habe ich das Fenster geöffnet und die feuchte Winterluft hereingelassen. Es tut gut, die Lungen zu füllen. Aber während ich atme, merke ich, dass ich im Grunde in den letzten Wochen und Monaten den Atem angehalten habe. Und selbst wenn ich mir einzureden versuchte, dass der Radiologie-Kongress in London eine berufliche Okkasion ist, die ich nicht ausschlagen sollte, da ich eingeladen worden war, dort einen Vortrag über Tuberkulose zu halten, ist dies eine Flucht. Natürlich ist es das. Ich habe alles darangesetzt, diesen Kongress besuchen zu können. Und wenn Friedrich nicht geholfen hätte, müssten wir auch jetzt, wie so viele andere, hier ausbarren, wohl wissend, dass die Zukunft nichts Gutes für uns bereithalten wird. Nun denn: Jetzt, in diesem Moment, kann ich es mir dennoch nicht leisten, Zuversicht und Mut zu verlieren. Im Gegenteil. In diesem Augenblick brauchen wir beides dringender als je zuvor.

*Hannab Eichelbaum, ebenfalls sehr früh am Morgen, Montag,
den 21. November 1938, Reutlingen*

Liebes Tagebuch,

ich packe. Ein und aus. Immer und immer wieder. Doch ist es nicht das Packen wie für eine Reise. Das hier ist eine Zeremonie des Abschieds. Die Luft ist kalt in diesen Tagen, aber die wahre Kälte sitzt in den Blicken der Menschen. Seit der Schreckensnacht ist nichts mehr wie zuvor. Joshua hat es geahnt, er hat sich auf diesen Kongress in London vorbereitet, als hinge unser Leben davon ab – und das tut es wohl auch.

Ich weiß nicht, was ich mehr fürchte: dass sie uns an der Grenze aufhalten und zurückschicken oder Schlimmeres – oder dass wir zu spät kommen und das Schiff ohne uns ablegt.

Sie. Die Gestapo.

Sie stehen vor Häusern, verhafteten Männer, verschleppen sie. Anlasslos. Ich wache nachts auf und halte den Atem an – bei jedem Geräusch auf der Straße.

Aber bisher sind sie immer weitergegangen.

Und Joshua tut immer noch so, als wäre unser Aufbruch nach London eine reine Dienstreise. Als würden wir in ein paar Wochen wieder in unser Haus zurückkehren, als stünde Reutlingen uns weiter offen. Aber in seinem Blick liegt derselbe Schatten wie über meinem Herzen.

Joshuas Freund Friedrich Adler kam mit Käsekuchen seiner lieben Therese und Otto Falk, einem Herrn von den Reutlinger Nachrichten und dessen Kamera vorbei. Der Kuchen schmeckte köstlich. Aber das Foto von uns zeigte mir erneut, wie groß dieser Abschied ist, obwohl jeder der Herren vorgab, es sei normal, sich selbst und das Haus zu fotografieren. Sogar Margrets Stoffbase »Fips«, den meine Mutter ihr genäht hat, durfte mit auf das Bild.

Nein, normal ist hier gar nichts mehr. Aber keiner spricht darüber.

Margret hat für »Onkel Friedrich« ein Bild mit einem Engel gemalt. Sie weiß mehr, als wir alle denken. Er hat sich sehr gefreut und versprochen, es in seiner Kanzlei aufzuhängen. Rebecca trägt mir ihr Lieblingsbuch überall hinterher, damit ich nicht vergesse, es einzupacken.

Ich gebe vor, alles sei in Ordnung. Aber selbst mein eigenes Lächeln kommt mir fremd und falsch vor.

Wir reisen über Bremerhaven. Von dort mit dem Schiff nach London. Angeblich sind wir eine Woche unterwegs – wenn alles gut geht. Aber was, wenn sie uns verhaften? Weil unsere Dokumente nicht ausreichen? Weil jemand Joshua erkennt, trotz Bart und Mantel? Oder einfach, weil sie es können? Ich bete leise. Nicht laut. Es ist kein richtiges Gebet, sondern eher ein Flehen, ein Flüstern: Bitte, lass uns von hier fortkommen. Bitte, lass uns ankommen. Bitte, lass uns leben.

Karla, 23. September 2025, Stuttgart

Mitten im Chaos ihres Schlafzimmers blieb Karla stehen. Überall lagen Kleider, Bücher und ein altes, abgegriffenes Notizheft. Sie zwang sich, den Blick auf das zu lenken, was wirklich mitmusste: Regenjacke, Schlafsack, Musikbox ...

Neuseeland. Schon als Kind hatte Karla eine Sehnsucht nach diesem Ort verspürt. Rosalie, ihre Großmutter, hatte ihr so viele Geschichten über diese geheimnisvollen Inseln am anderen Ende der Welt erzählt, obwohl sie selbst nie dort gewesen war – Geschichten von einem Land, in dem das Blau des Firmaments das des Meeres berührte, als gäbe es keinen Unterschied zwischen oben und unten, zwischen Anfang und Ende, zwischen Himmel und Wasser. Für Karla

hatte das schon immer wie ein Rätsel geklungen, das sie unbedingt lösen wollte: ein Ort, an dem man einfach weitergehen konnte, immer weiter, in das Blau hinein, auf die andere Seite, um zu sehen, ob dort alles aufhörte – oder gerade erst begann.

Später, als sie und Sebastian ein Paar wurden, nahm Neuseeland Gestalt an. Sie würden dort hinreisen, eines Tages, auf jeden Fall.

Karla hielt inne und ließ ihren Blick zum gefühlt hundertsten Mal zu dem Kleid schweifen, das auf dem Bügel an der Tür hing. Weiß. Es war weiß. Und ungetragen.

Eine ungefeierte Hochzeit. Und nun würde sie also auch die Hochzeitsreise allein antreten. Wieder konnte Karla nicht verhindern, dass ihr die Tränen in die Augen stiegen. Und wieder wischte sie sie energisch von ihrer Wange. Das »Warum?« in ihrem Kopf pulsierte seit Monaten im Takt mit ihrem Herzschlag, es war zu einem ständigen Begleiter geworden, vom Moment des Erwachens bis tief in die Nächte hinein, in denen ihre Gedanken nicht recht zur Ruhe kommen wollten. *Warum, warum, warum* skandierte es auch jetzt.

Karla ließ sich nach hinten auf die Matratze fallen. Nein, es ging nicht nur um die Hochzeitsreise, die so absurd war, weil sie nicht nur ohne Hochzeit stattfand, sondern auch ohne den Bräutigam. Bei genauerer Betrachtung ging es – um alles.

Alles war anders seit Sebastians Tod. Selbst die Zeit hatte sich verändert. Es war unglaublich, wie langsam Karla in allem vorwärtsskam. Die Stunden vergingen zäh, Sekunden fühlten sich wie Monate an, und dann – von einem Augenblick auf den anderen – war ein ganzer Tag vergangen. Karla konnte

sich selbst oft nur in Zeitlupe bewegen. Und manchmal gelang ihr nicht einmal das.

Doch seit ein paar Tagen hatte zumindest dieses Gefühl nachgelassen, vollständig in Watte gepackt zu sein. Sie starrte nicht mehr stundenlang auf die Tür, weil sie Sebastian jeden Moment erwartete. Inzwischen hatte jede Zelle ihres Körpers begriffen, dass er nie mehr wiederkommen würde. Einzig ihr Kopf schien diese Erkenntnis hartnäckig zu ignorieren.

In den ersten Tagen danach war ihr alles so unwirklich und verzerrt vorgekommen. Und jede Stunde verschmolz mit der davor und der danach zu einem diffusen Nebel aus Ungläubigkeit und Schmerz.

Wäre ihre liebe Freundin Lynn nicht jeden Tag vorbeigekommen und hätte sie zum Aufstehen gezwungen, zum Duschen, Anziehen, Essen und Einkaufen, sie wäre einfach liegen geblieben. Doch Lynn duldet keinen Widerspruch, und irgendwann gelang es Karla einigermaßen, so etwas wie einen Alltag zu etablieren, ein Korsett, das sie zumindest funktionieren ließ. Von dem, was sie einst als ihr Leben empfunden hatte, war sie allerdings meilenweit entfernt. Bis sie irgendwann nach einer lähmend langen Zeit aus diesem diffusen Nebel wieder aufgetaucht war, weil ihre Freunde schließlich dafür gesorgt hatten, dass der 9. September, Sebastians Geburtstag und zugleich der Tag ihrer Trauung, trotz allem gefeiert wurde.

Irgendwie hatte Karla es geschafft, diesen Tag zu überstehen, mehr noch hatte sie zum ersten Mal seit langer Zeit wieder etwas gespürt. Im Vergleich zu dem riesigen und tiefschwarzen

Gefühl der Trauer war es winzig gewesen. Aber immerhin fühlte sie etwas: Dankbarkeit. Dankbarkeit für ihre Freunde. Und ein bisschen auch für das Leben selbst. Jetzt, zehn Tage später, brach sie tatsächlich alleine zu der Reise auf, die sie gemeinsam mit Sebastian monatelang geplant hatte und für die sie so lange gespart hatten. Auch wenn es ihr immer wieder absurd vorkam: Schon allein für Sebastian musste sie es tun, musste diese Reisen machen, die er nicht mehr erleben durfte. Sie hatte es ihm versprochen, als beide bereits wussten, dass er sterben würde. Und dennoch hatte zumindest Karla auf ein Wunder gehofft.

Sie schob den Gedanken beiseite. Ihr Blick fiel auf den Rucksack und die überdimensionale Reisetasche neben ihrem Bett. In beiden würde sich hoffentlich in der nächsten halben Stunde alles andere befinden, was sie zusätzlich zur Musikbox, dem Schlafsack und der Regenjacke für die Reise brauchte, wie zum Beispiel ihre Outdoorklamotten und die weiche Ledertasche mit dem Werkzeug, das ihr ihr Vater nach der Gesellenprüfung zur Tischlerin geschenkt hatte – obwohl er sie natürlich viel lieber in vierter Generation in der Kanzlei Lehmann & Partner gesehen hätte.

Ein kleines Fotoalbum mit Polaroids, guten Wünschen und kurzen Anekdoten aus den vergangenen Jahren, gefüllt von Karlas Freundinnen und Freunden auf dem Fest am 9. September, irgendwann gegen Morgen überreicht. Ermutigende Worte, voller Stolz darauf, dass sie aufbrach.

Aber was wäre denn schon die Alternative gewesen? Das Weggehen war leichter als die Rückkehr in drei Monaten, da war sie sich sicher. Wohin würde sie auch zurückkehren? In welches Leben? Zu wem?

Karla strich über den Leineneinband des Albums und lächelte. Selbst wenn es sich zwischendurch so anfühlte: Sie war nicht allein. Die Menschen auf den Bildern waren mehr als Freunde. Sie waren ihre Heimat – ein Ort, an den sie zurückkehren konnte, wann immer es so weit war.

Sie räusperte sich und straffte die Schultern, als ließe sich so ein Schlusstrich ziehen unter die Monate nach Sebastians Tod. »Ich kann das«, sagte sie laut in den Raum. An manchen Tagen trug sie dieser Satz, an anderen glaubte sie ihn kaum selbst.

Sebastian war siebenunddreißig gewesen, als er innerhalb eines halben Jahres an einer Krankheit starb, von der sie beide zuvor noch nie gehört hatten – ein Name so fremd, dass sie sich anfangs darüber lustig gemacht hatten: Systemischer Lupus Erythematodes.

Lupus, lateinisch, der Wolf. So hatten sie die Krankheit getauft. Der böse Wolf. Und sie hatten gelacht.

Aber jetzt war es egal, ob die Krankheit einen Namen hatte. Sie hatte Sebastian getötet, wie auch immer sie hieß.

Karla nahm den Bilderrahmen mit dem letzten gemeinsamen Foto vom Nachttisch, das im Urlaub im Frühjahr entstanden war. Im Frühjahr. Eine Zeit weiter weg als der Mond. Eine Zäsur. Unterteilt in ein unüberwindliches Davor und ein Danach, das ab diesem Zeitpunkt ihr Leben bestimmte und für immer bestimmen würde. »Davor, als wir noch glücklich waren«, würde sie vermutlich für immer sagen, »Damals, als wir noch an die Zukunft geglaubt haben«, »Damals, als wir alles noch selbstverständlich nahmen«. Damals. Als wären zwischenzeitlich nicht fünf Monate, sondern Jahrzehnte vergangen.

Karla strich leise über das Selfie vor der wundervollen Kulisse des Gardasees am Ortsschild von Limone. Sebastian hatte es aufgenommen, weil er den Namen so lustig fand.

Karla erinnerte sich an ihr Lachen, Sonne, Wasser, Essen, Wein – und daran, dass Sebastian blass und müde gewesen war und noch nicht einmal kitesurfen wollte, obwohl das seine große Leidenschaft war und sie unter anderem deshalb überhaupt dort hingereist waren. Er hatte eine bleierne Müdigkeit verspürt, die ihn selbst nach einer Nacht voller Schlaf nicht losließ, klagte über Gelenkschmerzen, schob es auf das Wetter, Stress vor dem Urlaub, weil er alle seine Projekte im Architekturbüro vorher abschließen wollte, und zu viel Sport. Dass er schon zu dieser Zeit immer wieder Fieberschübe gehabt haben musste und auch die weggedrückt hatte, schien im Nachhinein absurd. Andererseits: Sie waren jung und gesund – zumindest bisher gewesen –, wie hätten sie darauf kommen sollen, dass es mehr war als ein Infekt? Selbst Gliederschmerzen schienen Sinn zu machen und die roten Flecken auf den Wangen und der Nase ... der Winter war lang gewesen und die Sonne am Gardasee schon ganz schön kräftig. Er war tapfer, und nach ein paar Tagen ging es ihm auch schon besser. Sie beschlossen, den Urlaub dazu zu nutzen, sich mal so richtig zu erholen und einfach nichts zu tun, außer auf Liegestühlen zu liegen und Limoncello Spritz zu trinken, bevor der Trubel der Hochzeits- und Neuseelandvorbereitungen begann.

Wer hätte gedacht, dass weder das eine noch das andere je stattfinden würde – und dass Sebastian, ihr geliebter Sebastian, ein paar Wochen später im Krankenhaus landen und nie wieder von dort zurückkehren würde?

Karla wischte eine Träne vom Glas des Bilderrahmens.

Er hatte das Foto direkt nach dem Urlaub ausgedruckt, gerahmt und ihr zu ihrem 35. Geburtstag am 20. Mai geschenkt. Drunter stand: »Vergiss nicht, Lotte: Wenn das Leben dir Limonen gibt, mach Limoncello daraus!« Er hatte den Urlaub gemeint. Aber dann hatte es sich als Erinnerung an ihr komplettes gemeinsames Leben entpuppt. *Lotte*. Nie wieder würde sie diesen Spitznamen hören. Lotte war mit Sebastian gleich mitgestorben.

Sie rappelte sich hoch und packte das Bild in die Tasche.

Nachdem sie wieder zu Hause waren, kam die Müdigkeit zurück, die Gelenkschmerzen, das Fieber ebenfalls, Sebastian konnte sich kaum noch konzentrieren, hatte Herzrasen und Atemnot, und so sehr sie sich auch bemühten, plausible und vor allem harmlose Gründe dafür zu finden, so wenig gelang es. Sie hatten weggesehen. Beide. Das war das Schlimmste. Und Karla würde sich das nie verzeihen. Könnte sie die Zeit zurückdrehen, sie würde Sebastian zwingen, zum Arzt zu gehen. Warum nur hatte sie das nicht getan?

Dann schwellen seine Gelenke an, die Hände und Füße. Das Fieber stieg weiter, und am Pfingstsonntag brachte sie ihn endlich ins Krankenhaus, nachdem er nicht mehr in der Lage war, aufzustehen. Als das Nierenversagen aufgrund der hochaggressiven Lupus-Form schließlich diagnostiziert wurde, war es zu spät. Der böse Wolf hatte Sebastians Immunsystem und die Nieren längst zerstört, und sein Körper vergiftete sich immer schneller selbst. Am schlimmsten war die Atemnot, die Karla beinahe selbst fühlen konnte. Tag und Nacht war sie bei ihm gewesen, hatte seine Hand gehalten, stumm geweint, ihn beschworen zu kämpfen, hatte gehadert mit sich, mit Sebastian, mit dem Schicksal.

Gestorben war Sebastian am 13. Juli, nachdem er schon beinahe achtundvierzig Stunden nicht mehr bei Bewusstsein gewesen war. Wieder ein Sonntag, am Nachmittag gegen halb drei. Seine Eltern waren da gewesen, seine Schwester, sein bester Freund Matze und Karlas Eltern. Karla war nicht von seiner Seite gewichen, auch nicht, als er längst aufgehört hatte zu kämpfen. Zu atmen. Zu leben. Es war alles viel zu schnell geschehen, der Verstand erfasste noch nicht, was das Herz längst begriffen hatte.

Wochenlang hatte sie in einem Vakuum gelebt. Ohne auch nur die geringste Vorstellung davon, wie sie ein Leben ohne ihn leben sollte.

Morgens aufstehen ohne einen Kuss, ein Lächeln von ihm. Ohne Espresso-, Wasser-, Bad-Routinen. Alles war so ... selbstverständlich gewesen wie das Atmen. Sie hatte bis dahin nicht gewusst, wie sehr sie diese Abläufe gebraucht hatte, die Leitplanken, die ihr Sicherheit gegeben und sie geprägt hatten, in diesem Leben, das sie genau so leben wollte. Mit Sebastian. Sie hatte ihre vorhersehbare gemeinsame Zukunft geliebt.

Am Anfang hatte sie Sebastian überall gesehen. Der Mann im Café, in dem sie so oft zusammen gewesen waren, hatte aber nur dieselbe Frisur. Der Mann in der Weinbar trug Sebastians Jacke, der auf dem Straßenfest lachte wie er. Sie sah Sebastian auf dem Parkplatz vor dem Supermarkt und war schon losgelaufen, um sich voller Freude und Erleichterung in seine Arme zu werfen, da stieg eine Frau mit langen schwarzen Haaren aus seinem Auto und schob ihre Hand in seinen angewinkelten Arm. Karla musste fast über sich selbst lachen. Lynn war in all den Wochen nicht von ihrer Seite gewichen.

Sie hatte Karla geholfen, die Beerdigung zu überstehen, hatte mit ihr getrauert, zugehört, versucht, sie zu trösten, wo es doch keinen Trost gab. Und irgendwann – irgendwie – war es Lynn gelungen, Karla davon zu überzeugen, dass dieser 9. September gefeiert werden sollte. Trotz und wegen allem. Den Tag zu ignorieren, wäre keine Alternative gewesen. Der 9. September würde schließlich für immer Sebastians Geburtstag bleiben. Lynn hatte einfach heimlich alle Freunde in ihre gemeinsame Lieblingsbar eingeladen und damit Karla gezwungen, auf irgendeine Weise damit umzugehen. Dass Lynn es tatsächlich geschafft hatte, sie zu überreden, ihren Flug nach Christchurch zu behalten, wunderte Karla selbst am allermeisten.

Karla lächelte bei der Erinnerung an das Fest. Sie war dankbar dafür, dass es Lynn und den anderen gelungen war, Karla eine Ahnung davon zu vermitteln, dass ihr Leben trotz allem weitergehen würde. Als Lynn ihr gegen Morgen das Fotoalbum und ein Ticket für das dreitägige Festival in Motueka überreicht hatte, weinten alle. Es fand fünf Tage nach ihrer Ankunft in Christchurch statt. Dass Cat Empire, eine von Sebastians Lieblingsbands, dort spielen würde, war Zufall, aber dass ihre Freunde sich getraut hatten, ihr das Ticket dennoch zu schenken, war zugleich traurig und wundervoll.

Karla ließ ihren Blick noch einmal durch den Raum schweifen. Selbst wenn ihre Möbel und die Bilder an der Wand immer noch hier waren, verband sie nichts mehr mit diesem Ort. Im Gegenteil: Jeder Tag in dieser Sebastian-König-Gedächtnis-Wohnung war eine Herausforderung.

Drei Monate Neuseeland. Karla verbot sich, darüber nachzudenken, wie es danach weitergehen sollte. Sie hatte ihren Job in der Schreinerei gekündigt, die Wohnung vorerst untervermietet, ein paar Kisten mit persönlichen Dingen und Kleidern gepackt, die sie so lange bei ihren Eltern unterstellen wollte, bis sie wieder da war.

Aber obwohl die nette Frau im Reisebüro sehr hilfsbereit und verständnisvoll gewesen war, hatte es sich wie Verrat an Sebastian angefühlt, sein Ticket zu stornieren.

Es war seine Reise gewesen. Sein Traum.

Und nun flog sie allein. Die Reisebüro-Dame hatte nicht nur Sebastians Ticket storniert, sondern auch ihres in ein flexibles Rückflugticket umgewandelt, so konnte Karla jederzeit zurückkehren, wenn sie feststellen musste, dass sie das alles einfach nicht konnte, nicht fürs Alleinreisen gemacht war oder überhaupt dafür, in einem so weit entfernten Land unterwegs zu sein. Selbst wenn es schon immer ihr Traum gewesen war, lange bevor sie Sebastian gekannt hatte. Und mit ihm, während ihrer Lehre sowieso, aber da war Sebastian gerade mit seinem Studium fertig geworden und hatte sie davon überzeugt, dass es sehr viel sinnvoller war, wenn er jetzt erst einmal Geld verdiente und sie dann irgendwann gemeinsam reisen würden. Nach ihrer Ausbildung und vor der Gründung einer Familie. Karla seufzte. Später. Später war etwas für Menschen, die ein Leben, eine Zukunft vor sich hatten.

Unten hupte ihr Vater. Was sie sonst immer aufgeregt hatte, ließ sie nun lächeln. Sie würde auch ihn vermissen.

Als Letztes steckte Karla die beiden Fotos zwischen die

Seiten ihres Notizbuchs, die sie nicht zurücklassen wollte. Eines davon war ein Bild ihrer Eltern – aufgenommen von Sebastian, irgendwann im vorletzten Sommer, mit Karla in der Mitte.

Das andere zeigte ihre Großeltern. Schwarz-weiß, leicht verblasst.

Ihre Großmutter Rosalie trug ein geblühtes Kleid, ihr Großvater Walter eine zu große Jacke und dieses scheue Grinsen, das Karla so gut kannte. Sie fuhr mit dem Finger über das Papier und glaubte, Oma Rosalies sanften Duft nach Veilchen und Vanille zu riechen – und Opa Walters Lachen zu hören.

Auf der Rückseite stand in schwungvoller Handschrift:

»Rosalie & Walter – Juli 1942, Hasenbergsteige, Stuttgart«.

Sie lächelte, als sie das Foto einsteckte.

Ein kleines Stück Heimat to go.

Karla schnappte sich ihre Jacke und ihr Gepäck, atmete tief ein und wieder aus und verließ ihre Wohnung, ihr so vertrautes Leben. Sie würde versuchen, das Beste daraus zu machen. Sich bemühen, die Reise zu genießen. Sich daran zu freuen. Die Momente mit ihren eigenen, aber auch mit Sebastians Augen zu sehen und mit all ihren Sinnen aufzunehmen. Und langsam glaubte sie, so etwas wie Vorfreude zu verspüren.

Kapitel 2

*Tagebucheintrag Dr. Joshua Eichelbaum,
10. Dezember 1938, London*

Ich bin so müde. Es ist keine Müdigkeit, wie man sie nach einer langen Reise kennt. Es ist die Erschöpfung eines Mannes, der seine Heimat verloren hat. Unser Aufbruch war überstürzt, selbst wenn wir ihn gut geplant haben, und ich bin Friedrich immer noch so dankbar, dass er dageblieben ist, bis wir weg waren. Beinahe wären wir zu spät gekommen, denn Margret hat auf einmal Fips, ihren Stoffbasen, nicht mehr gefunden, ohne den sie nirgends hingeht. Manche Dinge kann man einfach nicht planen. Aber es brach uns allen das Herz, ihr noch nicht einmal diesen Trost lassen zu können. Und dennoch mussten wir gehen. Ohne Fips.

Ich hoffe so sehr für sie, dass er wieder auftaucht und irgendwie seinen Weg zu ihr zurückfindet.

Wir sind vorgestern in London angekommen. Die Stadt empfing uns mit grauem Himmel und rauem Wind, als wollte sie sagen: »Bleibt nicht!«

Dabei wäre ein Bleiben obnebin ausgeschlossen, selbst wenn das unser ursprünglicher Plan gewesen war. Wir wussten es bereits bei der Ankunft: England wird für Flüchtlinge aus Deutschland auf Dauer kein sicherer Hafen sein. Die Gespräche auf dem Kongress waren deutlich – man hat Mitgefühl, ja, aber kaum Kapazitäten. Visa

werden nur noch restriktiv erteilt, manche Grenzen sind bereits dicht, in der Botschaft herrscht Chaos.

Ich hatte gehofft, dass man mir als Arzt ein Arbeitsvisum erteilen könnte, dass wir hier wenigstens eine Weile unterkommen würden. Doch nach den Ereignissen der letzten Wochen – dem Pogrom, der zunehmenden Hetze, den Verhaftungen – ist es, als brenne Europa von innen heraus.

Hannah hat es gewusst. Sie hat gespürt, dass wir weitermüssen. Und sie hat recht behalten. Wir hatten Glück. Noch einmal.

Mein Vortrag über »Infektionsrisiken und Seuchenkontrolle in tropischen und gemäßigten Klimazonen« war sachlich, konzentriert, sicher nicht brillant – doch er hat Aufmerksamkeit erregt. Besonders bei Dr. Stephen Whitmore aus Wellington, der mich nach der Sitzung ansprach. Er war offenbar beeindruckt von der analytischen Tiefe und der Klarheit meiner Schlussfolgerungen – und als er erfuhr, dass ich jüdischer Herkunft und mit Frau und drei Kindern geflohen bin, zögerte er keine Sekunde.

Noch am selben Abend stellte er den Kontakt zur neuseeländischen Einwanderungsstelle her. Heute früh erhielten wir die Zusage. Befristet. Ohne Gewissheit. Aber inklusive eines Visums immerhin. Drei Monate mit der Option auf Verlängerung. Das Schiff, das Wellington anlaufen wird, verlässt Southampton in vier Tagen. Es ist unsere einzige Chance.

Ich weiß nicht, wie ich Dr. Whitmore danken soll. Ohne ihn wären wir auch hier verloren. Hannah ist still. Ich glaube, sie spürt wie ich, dass dies eine Reise ohne Rückkehr ist, und sie bereitet die Kinder behutsam darauf vor, dabei ist sie selbst voller Sorge, was mit ihren Schwestern und Eltern zu Hause geschieht. Sie vermisst die vertraute Heimat sicher noch mehr als ich. Meine Eltern leben schon lange nicht mehr, und Geschwister habe ich nicht. Der Einzige, den ich

zurücklassen musste, ist mein lieber Freund Friedrich. Er gilt als »arisch«. Ein Begriff, der mir widerstrebt, ihn und seine Lieben aber hoffentlich schützt.

Meine Familie sind Hannah und die Kinder. Ach, die Kinder! Sie machen mit, ohne zu jammern. Sie fühlen mehr, als wir ihnen sagen können. Unsere Margret hält Rebecca an der Hand, als wäre sie schon groß – und Rebecca wiederum hat ihre große Schwester wegen Fips getröstet. Daran kann man erkennen, dass sie eben doch keine kleinen Erwachsenen sind. Ich hoffe, sie lassen sich trotz allem auch noch ein wenig Zeit damit, es zu werden.

Sie sind still. Zu still. Ich bete, dass wir ihnen das Schweigen bald wieder nehmen können, doch ich habe wieder diese Angst. Was, wenn wir nicht durchkommen? Was, wenn sie in letzter Minute doch noch alle Visa für Juden zurückziehen?

Und gleichzeitig ist da zum ersten Mal seit Wochen ein Flackern von Hoffnung in mir.

Mit ein wenig Glück – und Gottes Hilfe – beginnt unser neues Leben auf dem Wasser.

Ich glaube daran. Ich will. Ich muss einfach.

Karla, 24./25. September 2025, Christchurch

Karla zog den Reißverschluss ihrer dünnen Jacke zu und sah sich um. Der Flughafenparkplatz von Christchurch war nicht gerade der malerischste Ort für den Beginn einer Reise, aber immerhin war sie angekommen, und nur das zählte. Vor ihr stand ein klappriger alter Bus, beige mit grünen Streifen, an den Seiten blätterte der Lack ab. Jacob, der Vorbesitzer, lehnte entspannt an der offenen Tür und sah ihr entgegen. Sebastian